Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 3. Posen, den 6. Februar 1927

Wenn nur nicht die unsoliden Leute den soliden Leuten so imponieren würden! Die Unsoliden wären viel solider.

Hans Albrecht Moser.

Erinnerungen aus Alt-Wien.

Zur Erinnerung an Schuberts 130. Geburtstag.

Von Eduard Bauernfeld.

Hier mag es am Platze sein, gewisse Irrtümer zu berichtigen, welche über den ungeniert-genialen Künstler Schubert noch immer im Umlauf sind, besonders unter Leuten, die sich auf ihre sogenannte Bildung nicht wenig zugute tun. „Das Talent ließ sich nun wohl dem guten Schubert nicht absprechen; aber der feine Schliff, der gute Ton, auch das Wissen, kurz jede weltmännische wie literarische Bildung, fehlten ihm gänzlich," behauptete man, und man war zuletzt nicht übel gewillt, sich den zarten Liedersänger als eine Art „besoffenen Wilden" vorzustellen, wie sich seinerzeit dem prosaischen Voltaire den Riesenpoeten Shakespeare in usum Delphini zurechtgelegt hatte. Schubert besaß nun allerdings keine eigentlich akademische Bildung; seine Studien reichten kaum über das Gymnasium hinaus und er blieb sein kurzes Leben lang Autodidakt. In seinem Fache kannte er die Meister und Muster ziemlich genau, hatte sich auch, unter Salieris Leitung, mit der Theorie seiner Kunst hinlänglich abgegeben. Auch in der Literatur war er übrigens nichts weniger als unbewandert und die Art und Weise, wie er die verschiedensten dichterischen Individualitäten, wie Goethe, Schiller, Wilhelm Müller, J. G. Seidl, Mayrhofer, Walter Scott, Heine poetisch-lebendig aufzufassen, in neues Fleisch und Blut zu verwandeln und eines jeden Wesen in schöner und edler musikalischer Charakteristik neu wiederzugeben verstand, — diese Sangespalingenesien dürften allein genügen, um ohne allen weiteren Beweis bloß durch ihr eigenes Dasein darzutun, aus welchem tiefen Gemüt, aus welcher zartbesaiteten Seele diese Schöpfungen hervorquollen. Wer diese Dichter so versteht, ist selbst ein Dichter! Und wer ein Dichter ist und mit Freunden und Gleichgesinnten ab und zu anakreontisch zecht, hat noch weit zum besoffenen Wilden! Auch hatte sich dieser Wilde nicht selten an ernste Lektüre gewagt. Es finden sich Exzerpte von seiner Hand aus historischen, selbst philosophischen Schriften vor, seine Tagebücher enthalten seine eigenen, zum Teil höchst originellen Gedanken, auch Gedichte, und sein Lieblingsumgang waren Künstler und Kunstverwandte. Dagegen trug er eine wahrhafte Scheu vor gewöhnlichen und langweiligen Leuten, vor Spießbürgern, hoch oben oder in der Mitte, die man gewöhnlich die „Gebildeten" nennt, und Goethes Aufschrei:

Lieber will ich schlechter werden,
Als mich ennuyieren!

war und blieb sein, wie unser aller Motto. In mittelmäßiger Gesellschaft fühlte er sich einsam, gedrückt und verhielt sich meist schweigsam, geriet wohl auch in üble Laune, so sehr man dem berühmt werdenden Manne entgegenkam. Kein Wunder, wenn er sich dann bei Tisch zuweilen ein herzhaftes Räuschchen antrank und sich nebenbei von der lästigen Umgebung durch einige derbe Ausbrüche zu befreien versuchte, so daß man erschrocken von ihm zurückwich. — —

Ich selber hatte einer solchen, im ganzen mehr lustigen als bedenklichen Szene beigewohnt. Es war an einem Sommer-Nachmittag und wir mit Franz Lachner und anderen nach Grinzing zum „Heurigen" gewandert, welchem Schubert besonders zugetan war, so wenig ich dieser scharfen Säure Geschmack abzugewinnen wußte. Unter munteren Gesprächen saßen wir beim Weine, spazierten erst im Abenddunkel zurück; ich wollte gleich nach Hause, weil ich damals in einer entlegenen Vorstadt wohnte, allein Schubert zog mich mit Gewalt ins Gasthaus, auch wurde mir das Kaffeehaus nicht geschenkt, mit welchem er den Abend, eigentlich die späte Nacht, zu beschließen gewohnt war. Es war bereits ein Uhr und eine äußerst lebhafte musikalische Diskussion hatte sich bei heißem Punsch entsponnen. Schubert setzte Glas auf Glas und war in eine Art Begeisterung geraten, in welcher er, beredter als gewöhnlich, Lachner und mir alle Zukunftspläne auseinandersetzte. Da mußte ein eigener Unstern ein paar ausübende Künstler, berühmte Orchestermitglieder des Opern-Theaters, ins Kaffeehaus führen. Beim Eintritt dieser Leute hielt Schubert mitten in seiner schwungvollen Rede inne; seine Stirn runzelte sich, seine grauen Aeuglein glänzten wild unter den Augengläsern hervor, an denen er unruhig hin und her schob. Kaum hatten aber die Musiker den Meister erblickt, als sie eiligst auf ihn zuliefen, seine Hände ergriffen, ihm tausend Schönes sagten, ihn mit Schmeicheleien beinahe erdrückten. Schließlich kam heraus, daß sie eine neue Komposition für ihr Konzert sehnlichst wünschten, mit Solostellen für ihre besonderen Instrumente, Meister Schubert werde sich gewiß willfährig erweisen usw.

Der Meister zeigte sich aber nichts weniger als willfährig, sondern er schwieg. Auf wiederholtes Andringen sagte er kurzweg: „Nein! Für Euch schreib' ich nichts!"

„Nicht für uns?" fragten die Männer betreten.

„Nein! Durchaus nicht!"

„Und warum nicht, Herr Schubert?" wurde in etwas gereiztem Tone erwidert. „Ich denke, wir sind Künstler so gut wie Sie! Man kennt in ganz Wien keine besseren."

„Künstler!" rief Schubert, trank hastig das letzte Glas Punsch aus und stand vom Tische auf. Dann schob der kleine Mann den Hut über das Ohr und stellte sich dem einen körperlich großen und dem anderen mehr korpulenten Virtuosen wie drohend entgegen. „Künstler?" wiederholte er. „Musikanten seid Ihr, weiter nichts. Der eine beißt in das Messingmundstück seines hölzernen Prügels, der andere bläst sich die Backen auf an seinem Waldhorn! Nennt Ihr das Kunst? Ein Handwerk ist's, eine Fertigkeit, die Geld einbringt, und damit holla! — Künstler Ihr! Wißt Ihr nicht, was der große Lessing sagt? — Wie kann einer sein ganzes Leben nichts anderes tun, als in ein Holz mit Löchern beißen!" — „Das hat er gesagt (zu mir gewendet oder was Aehnliches!) Gelt?" (Wieder zu den Virtuosen): „Ihr wollt Künstler sein. Bläser und Fiedler seid Ihr alle miteinander! Ich bin ein Künstler, ich! Ich bin Schubert, Franz Schubert, den alle Welt kennt und nennt! Der Großes gemacht hat und Schönes, das Ihr gar nicht begreift! Und der noch Schöneres machen wird — (zu Lachner): Gelt, Bruder, gelt? — das Allerschönste. Kantaten und Quartette, Oper und Sinfonien! Denn ich bin nicht nur ein Ländler-Komponisteur, wie's in der dummen Zeitung steht, und wie's die dummen Menschen nachschwatzen — ich bin Schubert, Franz Schubert! Daß Ihr's wißt! Und wenn das Wort Kunst ausgesprochen wird, ist von mir die Rede, und nicht von Euch Würmern und Insekten, die Ihr Soli verlangt, die ich Euch niemals schreiben werde, — ich weiß wohl, warum! — Ihr kriechenden nagenden Würmer, die mein Fuß zertreten sollte, — der Fuß des Mannes, der an die Sterne reicht, — sublimi feriam sidera vertice — (zu mir): Uebersetz Ihnen das! — An die Sterne, sag ich, während Ihr armen, blasenden Würmer Euch im Staube windet und mit dem Staube als Staub verweht und vermodert!!"

Eine solche, wohl noch weit ärgere, aber dem Inhalte nach getreu wiedergegebene Tirade ward den verblüfften Virtuosen an den Kopf geworfen, die mit offenen Mäulern dastanden, ohne ein Wort der Gegenrede zu finden, während Lachner und ich uns bemühten, den erhitzten Komponisten von dem Schauplatze des jedenfalls unliebsamen Auftrittes zu entfernen. Unter beschwichtigenden Worten brachten wir ihn nach Hause.

Am nächsten Morgen lief ich zu dem Freunde, um nachzusehen, da mir sein Zustand bedenklich erschienen war. Ich traf Schubert noch im Bette, fest schlafend, die Augengläser auf dem Kopf, wie gewöhnlich.

Im Zimmer lagen die Kleider von gestern wild und wirr durcheinandergeworfen. Auf dem Schreibtisch lag ein halbbeschriebener Bogen von Papier, ein Meer von Tinte aus dem umgeworfenen Tintenfaß darüber hingegossen. Auf dem Blatte stand: „Um zwei Uhr nachts", — — nun folgten ein paar halb verworrene Aphorismen, heftige Gemütsausbrüche. Kein Zweifel, er hatte das gestern, nach der heftigen Szene, niedergeschrieben.

So hatte ich mir die wunderliche Stelle exzerpiert: „Beneidenswerter Nero, der du so stark warst, bei Saitenspiel und Gesang ekles Volk zu verderben!" Ich wartete das Erwachen des Freundes ab. — „Du bist's?" sagte er, nachdem er mich erkannt, schob die Augengläser zurecht und reichte mir, freundlich lächelnd, obwohl beinahe verlegen, die Hand. — „Ausgeschlafen?" fragte ich mit einer gewissen Betonung. — „Unsinn!" fuhr Schubert heraus und sprang laut lachend aus dem Bette. Ich konnte nicht umhin, der

Szene zu erwähnen. — „Was werden sich die Leute von dir denken?“ sagte ich ein wenig im Hofmeisterton.

„Die Spitzbuben!“ erwiderte Schubert ruhig und gutmütig. „Weißt du denn, daß es die intrigantesten Schlingel von der Welt sind? Auch gegen mich. Sie haben die Lektion verdient. Obwohl's mich reut. Aber ich werd ihnen die verlangten Solis schreiben und sie küssen mir noch die Hand dafür. Ich kenn' das Volk!“

Da habt Ihr ein Stück Schubert.

Wenn sich dem von Kunstgesprächen und aufregenden Getränken Erhitzten, den plumpen Gesellen gegenüber das Gefühl seines eigenen Wertes etwas lebhafter aufdrängte, als dem Ernüchterten selber lieb sein mochte, so war's das eine Mal und in einer besonderen Gemütsstimmung. Wir haben sonst unseren Franz nie anders als liebenswürdig bescheiden gekannt, den Freunden auf das innigste ergeben, wie die früher mitgeteilten Briefe dartun, und die Leistungen anderer liebevoll anerkennend, wie er sich denn auch über jedes Blättchen unseres genialen Schwind immer aufs neue entzückte. Gegen das Schlechte und Verkehrte trug er dagegen einen wahren Haß.

Die Lebensweise Schuberts war einfach, wie er selbst. Jeden Morgen um neun besuchte ihn die Muse und verließ ihn selten vor zwei Uhr mittags ohne eine bedeutende Gabe. Wenn ihm nun etwas recht Tüchtiges gelungen war, so schlug sein guter Humor vor und belebte des Abends den ganzen Freundeskreis. Aber man hat nicht lauter gute Stunden! Melancholie und zeitweiliger Katzenjammer bleiben keinem Sterblichen aus. Nebenbei lief es auch bei dem in gewissen Dingen ziemlich realistischen Schubert nicht ohne einige Schwärmerei ab. Eigentlich war er zum Sterben in eine seiner Schülerinnen verliebt, in eine junge Komtesse Esterhazy, welcher er auch einige seiner schönsten Klaviersachen, die vierhändige Phantasie aus F-moll, gewidmet hatte. Er kam auch außer den Lektionsstunden bisweilen in das gräfliche Haus, unter Schutz und Schirm seines Gönners, des Sängers Vogl, der mit Fürsten und Grafen wie mit seinesgleichen verkehrte, überall das große Wort führte und sich, wenn er den genialen Kompositeur unter seine Flügel nahm, wie der Kornak gebärdete, der eben eine besondere Rarität aus dem Tierreiche vorzuzeigen hat. Schubert ließ sich bei dieser Gelegenheit nicht ungern in den Schatten stellen, hielt sich im stillen zu der angebeteten Schülerin, drückte sich den Liebespfeil immer tiefer ins Herz. Für den lyrischen Dichter wie für den Tondichter ist eine unglückliche Liebe, wenn sie nicht gar zu unglücklich ist, vielleicht von Vorteil, indem sie seine subjektive Empfindung erhöht und den Gedichten und Liedern, die ihr entströmen, Farbe und Ton der schönsten Wirklichkeit aufdrückt. Produktionen, wie die „beiden Suleika“, die „zürnende Diana“, vieles aus den „Müllerliedern“ und der „Winterreise“, lauter musikalische Selbstbekenntnisse, in die Glut einer wahren und tiefen Leidenschaft getaucht, sind geläutert und abgeklärt als echte Kunstwerke in schönster Form aus dem zarten Innern des Liebenden hervorgegangen.

(Aus Bauernfeld: „Erinnerungen aus Alt-Wien“ im „Amalthea-Verlag“, Wien.)

Charlie Chaplin.

Seine Laufbahn und seine traurige Jugend.

(Nachdruck verboten.)

Charlie Chaplin ist in einem Punkt ein sehr schweigsamer Mann. Ueber sein früheres Leben, seine Karriere, seine düstere, freudlose Jugend wollte er von jeher nie sprechen, selbst nicht als seine Filme schon in der ganzen Welt bekannt waren. Trotzdem sich einflußreiche Reporter in Amerika die größte Mühe gaben, etwas über Chaplins Jugend zu erfahren, war aus ihm nichts herauszubringen. Es bedurfte geradezu wissenschaftlicher Forschungsarbeit, kleiner und kleinster Nachforschung, bis man das Leben dieses bedeutenden Filmkomikers kannte.

Seine traurige Jugend begann in Fontainebleau bei Paris. Dort sang seine Mutter, eine Variétésängerin, in einem der gewöhnlichen Kabaretts. Als Charlie ein halbe Jahr alt war, kehrte seine Mutter nach England zurück. Im ärmsten Viertel von London wuchs er auf, immer sich selbst überlassen; seine Mutter verdiente in einem Kabarett in der Vorstadt mit Mühe einige Schillinge. Mit zehn Jahren mußte Charlie, obschon er bis dahin noch keine Schule besucht hatte, helfen, den Unterhalt zum Leben zu verdienen. Er kam an ein kleines Theater und trat in Vaudevilles zum ersten Male auf. In kleinen Lustspielen sang er als übermütiger Straßenjunge, und weiter half er den älteren Kollegen beim Ankleiden. Er fühlte sich wie ein kleiner König, wenn er abends den kargen Lohn erhielt.

Eines Tages verschwand seine Mutter, und neues Unglück überkam den Vierzehnjährigen. Umherirrend, ohne zu wissen, wovon er morgen leben sollte, reiste er mit einer Truppe Vaudevilles-Spieler durch England. Er litt Hunger, schlief in schmutzigen Herbergen, doch verlor er hierbei niemals die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Er wollte ein richtiger Schauspieler oder Musiker werden.

Ein Zufall führte ihn zu der Karnotruppe, die sich gerade auf einer Rundreise durch England befand. Der Direktor dieser Truppe, Alfred Reeves, heute Generaldirektor der Charlie-Chaplin-Pictures Corporation, nahm ihn mit nach Amerika. Hier trat er zuerst als Clown auf, um die Pausen auszufüllen. Seine Zeit bei der Karnotruppe, die glücklichste Zeit aus seinem früheren Leben, ging schnell zu Ende. Hierauf folgte für ihn wieder ein trauriger Zeitabschnitt, in dem er abermals hungernd umherirrte. Bald war er in Chicago, bald wieder lief er in Lumpen gehüllt in den Straßen Neuyorks umher.

Eines Tages entdeckte Mac Sennet, der damals eine einflußreiche Person in der Kinowelt war, Charlie Chaplin und brachte ihn beim Film unter, wo er große Triumphe feiern sollte. Der Anfang war jedoch nicht ermutigend. Sein Anfangsgehalt betrug 40 Dollar in der Woche. Seine Direktoren klagten über ihn, er sei nicht „komisch“ genug, und wollten den Kontrakt brechen, da er für die 40 Dollar nichts leiste.

Dies war im Jahre 1914, als Charlie Chaplin 25 Jahre alt war. Zwei Jahr später war er berühmt, seine Filme waren beliebt in der ganzen Welt. Das Honorar stieg mit unglaublicher Schnelligkeit von 1000 bis 100 000 Dollar für einen Film, bis Chaplin sein eigener Direktor wurde, sein eigener Regisseur, sein eigener Autor und seine eigene Firma errichtete.

Dies ist die Lebensgeschichte des großen Filmkomikers. Sie ist merkwürdig genug.

Die amerikanische Reklamemaschine, die mit unzähligen Tricks sich für die Helden und Heldinnen des weißen Tuches bemüht, hat für Charlie Chaplin nur selten gearbeitet. Tagein, tagaus arbeitet er selbst in seinem eigenen Atelier in Hollywood an Werktagen wie auch Sonntags.

„Es ist immer Sonntag, wenn ich arbeite,“ hat er einmal gesagt.

Daß die Schönheit untergehe,
Sagt ein trauriger Gesang —
Geh nicht unter, geh nicht unter,
Kehr zu deinem ersten Glanz! —
Aber weh' mir! Keine Rose,
Weiße, rote blüht im Land,
Die nicht bei der Lüfte Kosen
In der Sonne Liebesstrahl
Bleichend ihren Schmuck verstreute,
Alle sinken, Blatt für Blatt,
Keine, keine legt das Brautkleid
Ihrer Knospe wieder an! —
Doch was kümmert mich's, daß Blumen,
Der Aurora leichter Kranz,
Welken müssen, wenn die Sonne
Mit dem Scheidekuß versank?
Ist wohl meinem Los vergleichbar
Irgendeiner Blume Pracht,
Die stets nur aus halbem Sein
Ins Nichtsein hinüberrankt?
Nein, nein! Höh're Blume bin ich,
Von so großer Dauerkraft,
Daß die Sonne nicht mein Ende
Schaut, die mich entstehen sah.
Ewigso, wie kann ich enden? —
Stimme, sprich, red' ich nicht wahr?

(Aus Das große Welttheater. Phaidon Verlag, Stuttgart-Wien-Neuyork. Calderon. Deutsch von Freiherrn von Eichendorff.)

Handgewebte Stoffe

(Nachdruck verboten.)

Trotzdem die Maschine den Kampf gegen das Handwerk mit dem größten Erfolg im vergangenen Jahrhundert aufnahm und trotz der Tatsache, daß viele Wirtschaftler dem Handwerk im „Maschinenzeitalter“ den Untergang prophezeiten, wächst da und dort die Freude heute am Handwerk und der Handarbeit. Auf dem Lande, wo die alten handwerklichen Ueberlieferungen noch am meisten herrschten, wurde, unterstützt vom Reichskunstwart, die alte Webetechnik, die Töpferei und manches andere wieder neu aufgenommen. Auf der anderen Seite sind es die modernen Siedelungen, wo das Handwerk eine neue Blüte erlebt. Hier entstanden zuerst für den Eigenbedarf neue und gute handwerkliche Arbeiten. Die Webereien aus der Siedelung Gildenhall in der Mark, von der Jugendsiedlung Klapprothhof auf Sylt werden immer weiteren Kreisen bekannt. Auch holsteinische und bayerische Handwebereien sind weit beliebt. Diese handgewebten Stoffe auch Weiderwand genannt (ursprünglich aus Leinen und Wolle leinwandartig gewebter Stoff), wurden zuerst ziemlich grob und rauh hergestellt und wurden vor allem zu sogenannten Dirndelröcken verwendet. Heute bringen die Handwebestühle auch feine, dünne Sommerstoffe mit eigenartiger Musterung und den feinsten Farben hervor.

Viele Stoffe zeigen regelmäßige Streifen mit angewebtem glatten Stoff zum Oberteil. Dann ist oft der Kragen und dreiviertel der Aermel wieder gestreift, ebenso der Rock. S. v. Weech hat aus seinen ländlichen Handwebereien gerade mit diesen Stoffen viel Erfolg gehabt, zumal sie von modernen Kunstgewerblerinnen wie Käthe Waywood in Oberschreiberhau und Paula Firnau-Erfurt verarbeitet wurden. Bei uns in Posen werden diese Stoffe im Hause „Stoehr in Puszczykowo bei Posen angefertigt, wobei jedem Wunsch betr. Farbenzusammenstellung usw. weitgehendst Rechnung getragen wird. Auch Kostüme gibt es davon; die Jacke zeigt am Aermelaufschlag und den beiden aufgesetzten Taschen einen Streifen von dem handgewebten Stoff, aus dem das ganze Kleid gearbeitet ist. Sicher verlangt der handgewebte Stoff bei der Verarbeitung mehr Ueberlegung und Sorgfalt als der Stoff der Maschine, über den man mit der Nähmaschine lustig drüber steppen kann. Beim handgewebten Stoff

muß manches mit der Hand genäht werden, wenn es nicht plump und unschön wirken soll. Ausputz oder Besatz wirkt bei den handgewebten Kleidern meist störend; man erreicht die Abwechselung dadurch, daß der Stoff oft schräg genommen wird, wie bei eingesetzten Westen, oder man nimmt die Streifen quer zu den Aermeln oder zur ganzen Figur, das bei jugendlichen Gestalten ausgezeichnet wirkt. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß die Streifen nicht gleichmäßig verlaufen, und feine Farbenwirkungen haben. Da die handgewebten Stoffe durchwegs alle lichtecht gefärbt sind, halten sie auch lange Zeit vor und unterliegen, auch ihren Mustern nach, nicht so dem Wechsel der Mode, wie die richtigen Modestoffe der Maschine.

Die Hauptsache bleibt aber wohl, daß handgewebte Stoffe und Kleider das Persönliche der Frau heben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Kundin, d. h. die Frau, welche ihrer Eigenart gemäß ihren Kleiderstoff zu einem bestimmten Zwecke beim Handweber bestellt, wieder im Wirtschaftsleben aufkommen wird. Aber wenn die bestellende Frau für handgewebte Stoffe auch eine Ausnahme bilden sollte, könnte sie doch ein Gegengewicht bilden gegen die drohende Amerikanisierung und Gleichmacherei der deutschen Frauen.

Die Wiederkehr des Kachelofens.

Von **Kurt Meyer-Rotermund.**

(Nachdruck verboten.)

Man hatte vor dem Kriege geglaubt, ihn entbehren zu können, und so ward der gute alte Kachelofen pietätlos ausrangiert. An seine Stelle trat irgend einer der schrecklich nüchternen Heizkörper dessen Seelenlosigkeit jedoch schließlich ebenso peinlich empfunden wurde wie die durch ihn verursachte stärkere Belastung der Haushaltskasse. Er, der Eiserne, verzehrt oft nur bestimmte Kohlensorten, die natürlich nicht gerade die billigsten waren. Daß er so manche Enttäuschung bereitete, rief allmählich den Zorn gegen ihn wach, und man fing an, sich zum langjährig bewährten Kachelofen zurückzusehnen. Die Folge war, daß er neuerdings in einem nicht geahnten Maße in den Wohnungen wiedersteht. Diese Tatsache möge Anlaß sein, seiner Herkunft und Vergangenheit ein wenig nachzuspüren.

Gewiß ist der Kachelofen ein ehrwürdiger Hausgenosse, aber er ist doch unabsehrbar alt. Aus dem Kamin hervorgegangen, findet er im 13. Jahrhundert in Deutschland Eingang. Seine ursprünglichste Form war ein Schüsselkachelofen, weil seine einzelnen Teile Schüsseln waren, die mit der Hand auf der Töpferscheibe gedreht und durch Umbiegen des Randes zu quadratischen Kacheln wurden. Anfänglich durchsetzte man den Backofen mit solch tönernen Schüsselkacheln, dann verzichtete man ganz auf den steinernen Aufbau und fügte nun die Kacheln aneinander. Süddeutschland tat diesen Schritt eher als Norddeutschland, das noch lange die Kamine beibehielt. Diese ersten Kacheln sind noch unglasiert; künstlerischer werden sie erst vom 15. Jahrhundert ab, sobald sich das Kunstgewerbe des Ofens annimmt. Das Material des Ofens, der aus einem viereckigen, auf Füßen ruhenden Unterteil und einer kleineren, meist runden oder sechseckigen turmartigen Oberhälfte gebildet war, bestand zuerst fast ausschließlich aus grünglasierten Kacheln mit runder Vertiefung in der Mitte oder mit belebendem Stab- und Maßwerk. Und die Plastik regt sich und verziert die Kacheln, kleine und große, mit herausragenden Figuren, die dem Ofen nunmehr ein kunstvolles Profil gaben. Er erhält ferner, da man sich jetzt auf die Herstellung verschiedenfarbiger Schmelze und Glasuren versteht, seit dem Ende des 15. oder dem Anfang des 16. Jahrhunderts ein malerisches Kleid durch bunte figürliche Szenen (Apostelfiguren), Wappen, landschaftliche Bilder. Die Kacheln werden weiter mit gemütvollen, frommen, zuweilen auch recht derben Sinnsprüchen bereichert.

Wie bilderreich und sinnvoll solch ein mit wahrer Liebe aufgebauter Kachelofen der guten alten Zeit ausgeschaut hat, ist am schönsten und anschaulichsten in Mörikes klassischer Idylle vom „Turmhahn" überliefert worden:

Betrachtet mir das Werk genau!
Mir deut's ein ganzer Münsterbau,
Mit Schildereien wohl geziert,
Mit Reimen christlich ausstaffiert.
Dann vernahm ich manches Wort,
Dieweil der Ofen ein guter Hort
Für Kind und Kegel und alte Leut',
Zu plaudern, wenn es wind't und schneit.

Die Jünger dieses in manchen Landstrichen heute fast ausgestorbenen Kunsthandwerks wurden in den einzelnen Stilepochen — von der Renaissance über das Rokoko, Empire bis zur Biedermeierzeit — vor immer neue Aufgaben gestellt, da es galt, sich dem Gestaltwechsel der Innenräume und Wohnungseinrichtungen jeweilig anzupassen. Im 17. Jahrhundert wird der Kachelofen das Hauptstück der Innendekoration und bleibt es lange. Nach französischem Vorbild wird in der Rokokozeit der geschweifte Ofen weiß glasiert und vergoldet; das Würzburger Residenzschloß führt von dieser Art besonders prächtige Stücke vor. Im Empire (gegen Ende des 18. Jahrhunderts) erhält der inzwischen farblos gewordene Kachelofen antikisierende Form, etwa die einer ungeschmückten, aber nicht unschön wirkenden Säule, die von einer Urne gekrönt ist. In Goethes Hause am Frauenplan, in den Zimmern des von der Herzogin Anna Amalia einst bewohnten Wittumspalais in Weimar und draußen im Tiefurter Sommerschlößchen kann man diese schlicht-weißen und doch so aparten, stilvollen Oefen noch heute betrachten. Die Farbigkeit blieb auch in der sparsamen Biedermeierzeit den Oefen noch fern; die künstlerische Wirkung war nach wie vor gewahrt.

Rasend bergab ging es dann aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert, zumal in den berüchtigten Gründerjahren nach 1870/71, wo Unflate von Oefen mit gepreßten, bunt bemalten Kacheln die „gute Stube" noch steifer und unwohnlicher machten, als diese frostigen Gemächer mit ihren überzogenen Plüschgarnituren ohnehin waren. Und alles das, weil die unorganischen Oefen kein kunstgeübtes, traditionsbewährtes Handwerk, sondern unbeseeltes Massenfabrikat waren. Schönheitsbedürfnis und Sparsamkeit im Verbrauch von Brennstoff verschaffen nun dem nach alten guten Vorbildern „rekonstruierten" Kachelofen, diesem heimlichen, treuen Freunde des deutschen Wohnhauses, in unseren Tagen immer mehr seine Bedeutung wieder. Auf hohlen Prunk verzichtend, pflegt die moderne Kachelofenfabrikation eine neue schlichte Farbenfreudigkeit, die den Ofen, der bis dahin ob seiner häßlichen Nüchternheit als ein notwendiges Uebel galt, trotz seines praktischen Zwecks wieder zur Zierde eines jeden Raumes erhebt.

Praktische Ratschläge.

Punsch- und Weinflecke aus Tischwäsche zu entfernen. Allgemein bekannt ist ja schon das Verfahren: frisch entstandene Weinflecke mit Salz zu bestreuen, da dieses Flecke verhüten soll. Ohne geeignete Nachbehandlung würden diese aber dennoch sichtbar bleiben und erst nach und nach wieder aus der Wäsche verschwinden. Am richtigsten ist es deshalb, derartig beschmutzte Tischwäsche sobald wie möglich gesondert zu reinigen. Und zwar setzt man sie in kaltem Wasser auf, in dem man auf 5 Liter gerechnet, zwei mäßig gehäufte Eßlöffel Persil verquirlte. Langsam zum Kochen gebracht, ¼ Stunde weitergekocht und im Kochwasser bis zur Handwärme abkühlen gelassen, sind sie zumeist ohne jedes Reiben völlig verschwunden.

Schlechtschließende Zimmertüren und -fenster als Wärmeräuber. Viele Hausfrauen und -väter klagen darüber, daß die Wohnung trotz sorgfältigem und zweckmäßigem Heizen gar nicht richtig warm werden will, oder schon nach einigen Stunden die von den Oefen gespendete Wärme sich „verflüchtigt". Sie suchen meist die Ursache nicht dort, wo sie eigentlich zu suchen wäre; nämlich in schlechtschließenden Türen und Fenstern. Sobald beide nicht ganz genau in die Falze greifen oder sich die Türen im Laufe der Jahre, in besonders stark vom Straßenverkehr heimgesuchten Straßen „gesenkt" haben, kann die Außenluft ständig ungehindert hindurchstreichen. Daher untersuche man sämtliche Türen und Fenster auf ihre „Dichte", um deren Mängel abzustellen. Dazu benötigt man die sogenannten Dichtungs- und Isolierstränge, die in Tapetengeschäften erhältlich sind, die man in die Falze der Türen und Fenster mit kurzen Stiften festnagelt. Anfänglich schweres Schließen gibt sich mit der Zeit, da sich die Stränge nach und nach zusammendrücken.

Für die Küche.

Rinderbraten mit Paprika. Ein gut abgehangenes Stück Rindfleisch von 3 bis 4 Pfund wird geklopft, gesalzen, sehr dicht mit feinen Speckstreifen gespickt, mit ein wenig Paprika bestreut, in eine Pfanne gelegt, in der man 50 Gr. Speckscheiben in 40 Gr. Butter hat gelb werden lassen, und unter häufigem Begießen mit dem Bratenfett gar gebraten. Daneben löst man einen Fleischbrühwürfel in ¼ Liter kochendem Wasser auf, verkocht diese Fleischbrühe mit 1 bis 2 Löffeln Essig, 2 Löffeln Wein; einer zerschnittenen Zwiebel und einem Stückchen Zitronenschale und gießt dies durch ein Sieb. Wenn der Braten aus der Pfanne genommen ist, verkocht man den Bratensaft mit der Weinbrühe, macht die Soße mit etwas in Wasser verquirltem Weizenmehl seimig, schmeckt ab, verfeinert mit 10 Tropfen Maggis Würze und gießt die kräftige, wohlschmeckende Soße über den in Scheiben geschnittenen Braten.

Reis mit Datteln. 225 Gr. Reis werden gewaschen, mit 20 Gr. Zucker, 20 Gr. Butter, etwas Vanille in 1 Liter leicht gesalzenem Wasser weich gekocht, doch so, daß er nicht zerfällt, und man läßt ihn dann neben dem Feuer fast trocken werden. 250 Gr. entsteinte Datteln kocht man in einem achtel Liter Wasser oder Milch und etwas Zitronensaft weich, gibt sie in die Mitte einer Schüssel, umlegt sie mit dem Reis, läßt alles erkalten und überfüllt es dann mit Schlagsahne, die man mit schönen Datteln und eingemachten Kirschen ausputzt.

Schweinskopf mit Remoulade. Den halbierten Kopf sengt man gut ab, legt ihn in eine Marinade von Essig, Zwiebeln, Gewürz und Wacholderbeeren, kocht ihn nach einigen Tagen weich, richtet ihn zusammengelegt auf einer Platte an und umlegt ihn mit Zitronenscheibchen, während man die dicke Soße dazu reicht.

Gebackene Schweinefüße. Gekochte Füße entknöchelt man, streut Salz, Pfeffer und feingewiegten Schnittlauch darüber, taucht sie in zerlassene Butter, darauf in geriebenen Käse und schließlich in Ei und geriebene Semmel, bäckt sie in heißem Fett und gibt sie zu Kartoffelsalat oder Schmorkohl.

Töte nie kleine Katzen und Hunde durch Ertränken.

Bei eben geborenen Tieren, besonders bei denen, die noch unvollkommen auf die Welt kommen, wird das Ertränken zur größten Qual. Die kleinen Lungen sind noch nicht an die Pumparbeit gewöhnt, und der Körper kann auf viele Minuten die lebenerhaltende Luft entbehren. Ein Schlag auf den weichen Schädel ist die leichteste Tötungsart, und dann den kleinen Körper eingraben. Kinder sollen bei der Tötung nicht zugegen sein. Sie fassen es als eine Roheit auf, weil sie noch nicht wissen, daß der Mensch aus dem Tode der Tiere Nutzen ziehen darf, daß er der zu großen Vermehrung steuern muß. Andere Kinder werden in ihrer vielleicht schon rohen Veranlagung noch bestärkt.

Freund der Kinderwelt.

Kein trockenes Fleckchen im Garten mehr.

Von Emil Weber.

Kein trockenes Fleckchen im Garten mehr
Und düster ist's in den Stuben.
Da sitzen am Fenster und langweil'n sich sehr
Die Mädel und die Buben.
Der Regen trommelt ans Fensterglas;
Der Regen füllt das Regenfaß —
Wer sonst nichts lernt, der lernt doch das:
Wenn's regnet, wird es naß.

Die Mädel und die Buben schauen hinaus:
Wann kommt die Sonne wieder?
Dem armen Storch auf dem Nachbarhaus
Verregnen Nest und Gefieder.
Kein Vogel, der die Luft durchmißt;
Verschwunden die Falter die vielen.
Nun weiß man erst, wie schön es ist,
Im Sonnenschein zu spielen!

Kein trockenes Fleckchen im Garten mehr
Und düster ist's in den Stuben.
Es sitzen am Fenster und langweil'n sich sehr
Die Mädel und die Buben.
Der Regen trommelt ans Fensterglas;
Der Regen füllt das Regenfaß. —
Wer sonst nichts lernt, der lernt doch das:
Wenn's regnet, wird es naß.

Aus „Sonne und Wind" von Emil Weber. Verlag Steglitzer Werkstatt für Druck und Verlag, Berlin-Schöneberg.

Wotan und Nora.

(Eine wahre Hundegeschichte.)

Eine Bekannte von mir besaß ein Hunde-Ehepaar. — Wotan und Nora, bildschöne Neufundländer. Nora pflegte manchmal kleine Spaziergänge zu unternehmen. Von einem solchen kam sie eines Tages nicht mehr zurück. Darob war große Trauer und Aufregung. Wotan, der Gatte, wurde beauftragt, die offenbar Verunglückte zu suchen. Er machte sich unverzüglich auf den Weg und blieb zwei Tage fort. Am dritten erschien er freudestrahlend in Begleitung der Gattin, die nicht minder vergnügt war. Nun wurde Wotan die Frage vorgelegt, wie er es angestellt habe, Nora zu finden und wo er sie gefunden. Da forderte er die Herrin auf, ihm zu folgen. Sie vertraute sich seiner Führung an. Er leitete sie über das Weichbild der Stadt hinaus in ein abgelegenes Dorf. Dort stellte er sich vor ein großes hölzernes Tor, die Einfahrt zu einem Gehöft, und bellte laut. Es sollte heißen: „Hier war sie!"

Auf sein Bellen erschienen einige Dorfbewohner aus der Nachbarschaft des Gehöfts und erzählten folgendes: Sie hatten den Hund beobachtet, wie er zwei Tage und eine Nacht vor diesem Tor gestanden und immerfort gebellt habe. Endlich hatten sie auch ein unterdrücktes Bellen als Antwort vernommen, das lauter und lauter wurde. Am dritten Tage endlich war das Tor geöffnet worden, und die gefangene Hündin erschien. Sie wußte sich vor Freude über das Wiedersehen mit dem Genossen gar nicht zu lassen, ebenso wenig dieser. Offenbar hatte der Besitzer des Hofes das kostbare Tier abgefangen, in der Absicht es zu behalten, hatte es in einen Stall gesperrt, aus dem Noras Bellen nur ganz schwach zu hören gewesen war. Ihr Zwingherr hatte wohl gehofft, sie würde sich an ihn gewöhnen. Als aber der Befreier draußen vor dem Tor in seinem Bellen nicht nachließ, mochte wohl der Hofbesitzer fürchten, Aufsehen zu erregen und hatte es für besser gehalten, das Tier freizugeben. Nicht allein bewundernswert ist hier, daß Wotan die Artgenossin gefunden — ihn leitete die gut entwickelte Nase —, nein, besonders bemerkenswert ist das Verstehen der an ihn gerichteten Frage und seine Erklärung, wie er „das Ding gedreht".

Allerlei Kleinigkeiten.

Kleinen Bastlern, die für die Geschwister gerne einfache Sächelchen anfertigen wollen, kann man hierzu durch einige Fingerzeige Anregungen geben.

Sehr niedlich sind Schäfchen, die man auf die denkbar einfachste Weise herstellt: Einen langen Korken umwickelt man mit Watte, steckt vier zugespitzte Streichhölzer als Beine hinein und schneidet Kopf und Schwanz aus weißem Kartonpapier. Etwas mehr Mühe macht es, wenn man den Kopf aus Ton knetet, in Leim taucht und nach dem Trockenwerden bemalt. Mittels eines hineingesteckten Hölzchens, wird er am Leibe des Schäfchens befestigt.

Zwei Walnußschalenhälften werden gereinigt und ein Stückchen Kartonpapier aufrecht zwischen dieselben geleimt; in die Schalen hinein wird weißes Papier gelegt. Für den Puppentisch ist das ein praktisches Salz- und Pfeffernäpfchen.

Für die älteren Schwestern lassen sich niedliche kleine Nadelkissen aus Kastanien herstellen. Von drei großen Kastanien wird (am besten von einem Erwachsenen) oben ein Stück der Schale abgeschnitten und die Kastanien ausgehöhlt. In den Boden jeder Kastanie werden sodann zwei kleine Löcher gebohrt, ein schmales Seidenbändchen hindurchgezogen und dasselbe zu einer Schleife gebunden. Ein fest zusammengedrückter Wattebausch wird mit einem Seidenläppchen, in der Farbe zum Bändchen passend (für jede Kastanie kann natürlich eine andere Farbe genommen werden), bezogen und das kleine Kissen mit dem zugebundenen Ende in der Kastanie festgeleimt. Hat man so die drei an verschieden langen Bändern hängenden Nadelkissen, werden sie durch eine vierte Schleife zu einer kleinen Traube zusammengebunden.

Fritzens Hosentaschen.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Mit Fritzens blauen Hosen,
Da ist ein Wunder los:
Drin hat der Daus zwei Taschen,
Wie Murmelsäcke groß!

In die stopft er als Hamster
Sein bestes Glück hinein;
Und dürfen die zwei Taschen
Für ihn nicht kleiner sein. —

Jüngst hab' ich — nur zum Spaße —
Die Nas' hineingesteckt
Und wie in Zauberbeuteln
Viel bunten Kram entdeckt.

Tief aus der linken Tasche
Hob ich verstecktes Gut:
Ein gelber Knäul, ein Stallschloß,
Ein Strauß von Mutters Hut.

Die war'n in ein Gewuschel
Von Pferdehaar verwebt,
Und dran war — wohl für morgen —
Ein Malzbonbon geklebt.

Und traut mit diesen Schätzen
Fand ich noch mancherlei;
Ein Stiefelknopf, ein Ohrring,
Die waren auch dabei.

Und dann die rechte Tasche,
Auch voll bis auf den Grund.
Sie wölbte sich und straffte
Sich wie ein Mehlsack rund.

In Fritzens Schnupftuch, das er
Als grauen Ball geknüllt,
War ganz wie ein Geheimnis
Ein Kreisel eingehüllt.

Die Lederschnur der Peitsche
Lag fest herumgerollt.
Ein Messingtürschild blinkte
Dabei wie altes Gold.

Und eine Pferdeleine
— Ein buntes Strickgeroll
Das machte mit zwölf Nüssen
Auch diese Tasche voll. — —

O all die krausen Dinge,
Die Fritz hier häufte an!
Mir schien's, als sei zu Gast ich
Bei einem Trödelmann.